Der Hausfreund

Unterhaltungs-Beilage zur

Deutschen Rundschau

Nr. 136. Bromberg, den 1. Juli 1928.

Jan Fock, der Millionär.

Roman von **Edmund Sabott.**

XIX.

Der Bahnhof von Szarvas bestand aus einer windschiefen Holzbaracke, an die sich zwei Wellblechbuden lehnten. Weit und breit war von einem Dorf oder einer Stadt nichts zu sehen. Auf der Landstraße, wo der Regen der vergangenen Nacht in großen Pfützen stehen geblieben war, hielt ein erbärmliches Wägelchen, das einen grasgrünen Anstrich hatte. In der Deichselschere dieses Gefährts hing ein knickebiniger Schimmel, der so trübselig dreinschaute, als ersehne er sein Ableben noch für diese Stunde.

Szamtes erblaßte, als er diesen Wagen und den Schimmel sah. Seine Fassung verließ ihn. Er murmelte Worte der Verzweiflung und kletterte aus dem Abteil, ohne sich in seiner Verstörung um Erla zu kümmern.

In Szarvas stiegen nur noch einige Bauernfrauen aus, die mit großen Tragekiepen von der Stadt kamen. Sie zogen sich auf dem Bahnsteig Schuhe und Strümpfe aus, schauten währenddessen zu Erla hinüber und schickten sich an, barfuß den Weg zu dem unsichtbaren Dorf anzutreten.

„Ist das wirklich der Wagen, den uns Graf Arkany schickt?" fragte Erla verwundert, denn der knickbeinige Schimmel legte keine Ehre ein für die Güte Arkanyscher Zucht.

Szamtes nickte stumm. Er wagte scheinbar nicht einmal, den Kutscher herbeizurufen, der es sich im Wagen bequem gemacht hatte und eine Pfeife rauchte.

„Solch Wagen und solch Pferd sind wirklich kränkend!" fügte Erla hinzu.

„Kränkend?" rief Szamtes und lachte nervös. „Hörense — ich bin nich gekränkt — erschlagen bin ich, erschlagen! Se müssen nämlich wissen, Fräulein, bei dem Arkany is das so: Wenn er kreuzfidel is', dann schickt er sein Auto; hat er sich geärgert, dann schickt er seinen Landauer; — aber wenn er die klapprige Schaukel da drüben schickt, dann is' es mies, ganz mies, dann is' er zum Fürchten!"

Erla lachte, was ihr einen vorwurfsvollen Blick eintrug.

Inzwischen aber war der Kutscher auf die beiden aufmerksam geworden. Er klopfte seine Pfeife am Wagenrand aus, eilte herbei, grüßte und bemächtigte sich der Koffer. Es war nicht leicht, das Gepäck in dem engen Wagen zu verstauen. Szamtes und Erla saßen recht unbequem, als die Fahrt endlich begann. Zudem schleuderte der schlecht gefederte Wagen erbärmlich, obwohl der Klepper, freudlos und grämlich wie ein alter Esel, nur langsam seines Weges zog und alle anfeuernden Rufe des Kutschers nur mit einem mißbilligenden Gewackel seiner Ohren beantwortete.

Szamtes sah aus, als ginge er einer sehr schmerzhaften Zahnoperation entgegen. Erla fand es nicht ratsam, ihn anzusehen oder eine Unterhaltung mit ihm zu führen.

Sie befand sich zum erstenmal in einer der weiten unabsehbaren Ebenen des Ostens. Ein weißlich grauer Himmel wölbte sich über ihr, und dort, wo die schwache Vorfrühlingssonne stand, sah der Himmel aus wie wolkiges Silber. Die Luft war kühl, sie roch nach feuchter Erde. Einige hundert Schritte vom Wege entfernt befanden sich Koppeln für Pferde. Ein dichtes Rudel äugte zu dem Wagen hinüber und folgte ihm, soweit die Einfriedigung es gestattete. Erla hörte noch lange hinter sich das helle Wiehern.

„Wie lange müssen wir eigentlich noch fahren, Herr Szamtes?" fragte sie.

Szamtes erwachte aus seinem verzagten Grübeln, fuhr auf und hielt Umschau. „Gleich sind wir da!" antwortete er seufzend.

Nach wenigen Minuten wurde auf einer flach ansteigenden Höhe ein Gehölz sichtbar. Der Schimmel machte einen kläglichen Versuch zu schnauben, bemühte sich in Trab zu kommen und gab es wieder auf. Der Weg hatte ihn so verbraucht, daß er auch nicht mehr mit den Ohren wackelte, wenn die Peitsche über seinen Kopf hinwegknallte. Erla wäre vor Mitleid am liebsten ausgestiegen und gelaufen.

Das Gehölz wurde deutlich erkennbar. Einzelheiten traten hervor. Erla erkannte hinter den hohen schlanken Tannen die Umrisse eines großen weißen Hauses, das in dieser dürftigen Umgebung wie ein Märchenschloß aussah.

Szamtes wies mit der Hand hinüber. „Das is' Schloß Bogat. Da wohnt der Arkany!" Und er seufzte herzzerbrechend.

Je näher sie dem Schloß kamen, um so hübscher und freundlicher wurde der Anblick, den es bot.

Wenn die Beete erst in Blumen stehen, dachte Erla, und wenn die Sträucher ihr grünes Kleid angelegt haben, muß es herrlich sein, hier zu wohnen. Sie freute sich zum erstenmal ihrer Reise und ertappte sich bei dem kindlichen Wunsch, dieses stille weiße Haus mitten in der ungarischen Pußta möge ihr gehören. Dazu die Pferde, die in den Koppeln weideten, und ein Auto, ein hübscher sechzig- oder achtzigpferdiger Wagen, mit dem man Budapest oder Wien in ein paar Stunden erreichen konnte.

In den vielen Fenstern des Schlosses zeigte sich kein Mensch. Der Einzug auf Schloß Bogat verlief ohne jedes Aufsehen. Der Kutscher lenkte den Wagen auch nicht zu dem großen Portal, sondern umfuhr das Schloß und hielt vor einem seitlich gelegenen kleinen Eingang.

Zum Empfang fand sich niemand ein. Eine sehr wichtige Persönlichkeit war Szamtes also nicht. Geraume Zeit verging, bis endlich zwei Mägde erschienen, die Erla neugierig anstarrten und sich der Koffer annahmen. Hinter ihnen tauchte ein junger Mensch auf, der völlig vereist in Vornehmheit war. Szamtes begrüßte ihn in einer Haltung, als bäte er um Entschuldigung für seine Gegenwart. Erla empörte sich innerlich über so viel schamlose Unterwürfigkeit vor einem Lakaien.

Der Vereiste ging ihnen schweigend voranf und führte sie über eine Hintertreppe in den zweiten Stock. Auf dem Wege dorthin verschwand Szamtes plötzlich und stillschweigend.

Das Zimmer, das Erla zugewiesen wurde, war jämmerlich. Es lag unmittelbar unter dem Dach. Die Fenster schienen seit Wochen nicht mehr geöffnet worden zu sein. Der ganze Raum roch nach Moder und dumpfem Kalk.

Sie wollte Szamtes keine Schwierigkeiten bereiten und schwieg einstweilen.

Der Diener sagte: „Falls Sie Bedienung benötigen sollten, bitte ich zu klingeln." Er betonte in unverschämter Dreistigkeit das „Falls".

Er machte keine Miene, das Zimmer zu verlassen, sondern schien Gefallen daran zu finden, Erla unverfroren und mit einem frechen Lächeln zu betrachten.

Sie sagte freundlich: „Falls Sie nicht hinausgeworfen zu werden wünschen, verschwinden Sie gefälligst **auf der Stelle!**"

Seine Brauen zuckten empor. Auf seinen Lippen erschien ein feindseliges Lächeln. Er machte eine spöttische Verbeugung und ging stumm hinaus.

Erla sah sich in ihrer Mansarde um: Ein schmales Bett, ein Waschtisch ohne Wasser, ein wackliger Tisch mit einem einzigen Stuhl — das war alles. Ihre beiden Koffer standen am Boden. Es gab nicht einmal einen Schrank in dieser elenden Bude.

Von Szamtes war nichts zu hören und zu sehen.

Erla läutete und wartete lange. Sie läutete ein zweites Mal und wartete noch länger. Niemand kam. Nun ließ sie den Klingelknopf nicht mehr los, bis endlich eine der beiden Mägde erschien, die vorhin die Koffer heraufgetragen hatten.

„Wasser!" befahl Erla und wies auf die leere Karaffe des Waschtisches.

Das Mädchen verstand nicht und lächelte blöde.

Erla, in ungerechtem Zorn, hielt dem Mädchen die Karaffe unter die Nase und schrie: „Wasser!"

Da ging über die Züge der andern ein erlöstes Aufleuchten, sie knickste und zeigte sich so diensteifrig, daß Erla sich ihrer Heftigkeit schämte.

Als das Mädchen das Wasser brachte, fragte Erla: „Verstehen Sie deutsch?"

Das Mädchen nickte.

„Wie heißen Sie?"

„Juscha."

„Hören Sie, Juscha! Ich habe Hunger. Können Sie mir etwas zu Essen bringen?"

Juscha lächelte fassungslos. Sie hatte kein Wort verstanden. Erla sah sie verzweifelnd an. Dann sagte sie: „Hunger, Juscha! Essen!"

Abermals das Aufleuchten auf Juschas Zügen.

Erla bekam alles, was sie wünschte: Brot, Butter, Käse und Schinken, dazu eine Karaffe leichten Rotweins. Alles war sehr sauber und schmackhaft, so daß Erla sich mit Schloß Bogat ein wenig auszusöhnen begann.

Von Szamtes noch immer keine Spur. Es war schon spät am Nachmittag, aber er ließ sich nicht sehen. Von Langeweile geplagt, beschloß Erla, auf eigene Faust Erkundungen anzustellen. Sie verließ ihr Zimmer und begab sich über die Hintertreppe hinunter in den Park.

Hier gab es entzückende Gartenhäuschen, die indessen beklagenswert baufällig waren, Springbrunnen, die kein Wasser spendeten und deren Becken übermoost waren, stille Wege, in die das Unterholz hineinwuchs. Um den Park des Schlosses schien sich Graf Arkany nicht sonderlich zu kümmern.

Weit hinter dem Schlosse erst lagen die Stallungen und die Wirtschaftsgebäude. Dort, wo der Park zu Ende war, blieb Erla eine Weile stehen und sah zu den Wirtschaftsgebäuden hinüber. Fünfzig oder sechzig Schritte von ihr entfernt führte ein sorgfältig gepflegter Weg vom Schloß zu den Gebäuden hinüber, und auf diesem Weg näherten sich zwei Männer. Der eine von ihnen war Szamtes.

Der andere war kaum mittelgroß, sehr schlank, aber breitschultrig. Er nahm lange Schritte, die zu seiner Körpergröße gar nicht paßten, und Szamtes hatte Mühe, an seiner Seite zu bleiben.

Das ist der verrückte Arkany! sagte sich Erla und trat rasch hinter einen Baum, damit die beiden sie nicht sähen.

Arkany schimpfte. Er schien langjährige Übung darin zu haben, denn er schimpfte ununterbrochen, er brüllte, er schrie, er tobte, durchhieb mit der Reitpeitsche die Luft, und es sah aus, als zucke der arme Szamtes jedesmal ängstlich zusammen, wenn ein solcher Schmitz die Luft durchschnitt.

Ob Arkany jung oder alt war, hübsch oder häßlich, war nicht zu erkennen; jedenfalls war er ein Mann von Temperament.

Als die beiden zwischen den Bäumen des Parks verschwanden, wartete Erla noch einige Minuten und kehrte dann langsam zum Schloß zurück.

Sie umschritt das ganze Gebäude, betrachtete es von allen Seiten und betrat dann endlich wieder den seitlichen Eingang zur Hintertreppe. Hier verstellte ihr der Diener den Weg.

Er war noch hochfahrender als zuvor, noch vornehmer, noch vereister. „Ihr Abendbrot wird Ihnen aufs Zimmer geschickt," sagte er und wollte wohl noch etwas hinzusetzen, aber da gellte eine Klingel im Erdgeschoß. Der Diener stürzte davon und enthob Erla einer Entgegnung.

Sie zitterte vor Empörung, als sie die Treppe hinaufging. Wenn Szamtes nicht sofort durchsetzte, daß dieser Lakai bestraft würde für seine Unverschämtheit, wenn er sich nicht bemühte, ein anderes Zimmer für sie zu beschaffen, so verließ sie das Schloß noch in dieser Stunde!

Aber Szamtes hatte ein schlechtes Gewissen. Er verkroch sich wie ein Hund, der Prügel bekommen hat.

Erla war im Begriff, nach Juscha zu läuten, als es an ihrer Tür pochte. Ihr „Herein!" war nicht sehr freundlich.

Der Diener erschien. Er klappte in einer Verbeugung zusammen, als stünde er vor einer Herzogin.

Welche Wandlung war mit ihm in den letzten zwei oder drei Minuten vorgegangen! Er zerfloß in Höflichkeit, er kroch vor Demut und erniedrigte sich selbst mit Unterwürfigkeit.

Ihm sei ein bedauerliches Versehen unterlaufen, sagte er, und seine Stimme zitterte in einer Erregung, deren Grund Erla nicht zu enträtseln vermochte. Irrtümlicherweise sei dem gnädigen Fräulein ein falsches Zimmer angewiesen worden, er habe die Befehle Seiner Erlaucht des Herrn Grafen mißverstanden und bitte alleruntertänigst um Verzeihung.

Erla starrte ihn entgeistert an. Aber er stürzte sich auf ihre Koffer, belud sich mit ihnen und brachte es trotz seiner Last noch zu einer tiefen Verbeugung. Erla wurde gebeten, ihm zu folgen.

Sie folgte ihm sprachlos. Es ging über die breite Mitteltreppe hinunter in den ersten Stock. Hier stieß der Diener eine hohe Flügeltür auf, und Erla blickte in einen entzückenden Salon, auf zierliche kostbare Möbel. Der Raum war ein üppiges Prunkstück in dunklem Grün und silbrigem Grau.

Der Diener trat hinter ihr ein, schlich sich auf leisen Sohlen zu einer unsichtbaren Tapetentür, öffnete sie, und Erlas neugieriger Blick fiel in ein kleines Schlafgemach, in dessen Mitte ein sehr breites und sehr niedriges Bett stand.

Sie verharrte regungslos, bis der Diener sie allein ließ. Dann mußte sie laut lachen.

Wenn sie nicht vor ihrem Fenster die weite Ebene der ungarischen Pußta gesehen hätte, wäre sie überzeugt gewesen, in das Lustschlößchen eines französischen Marquis aus dem achtzehnten Jahrhundert geraten zu sein. Was war geschehen? War diese Umquartierung der erste Beweis für die Verrücktheit des Grafen Arkany? Wie kam er dazu, ihr diese herrlichen Räume anzuweisen?

Bevor sie sich diese Fragen beantworten konnte, erschien abermals der Diener. Er erkundigte sich, ob das gnädige Fräulein Seiner Erlaucht dem Grafen Arkany die Ehre erweisen wolle, in seiner Gesellschaft das Diner einzunehmen.

Erla konnte nur wortlos nicken.

(Fortsetzung folgt.)

Ein Irrtum.

Skizze von Alexander Turetschek.

Auf den Halden zwischen den weißen, zerklüfteten Karsthängen blüht der Almrausch. Eben tauchte die Abendsonne hinter die schartigen Wände des Hochkofel und warf noch einen Blick auf die gegenüberliegenden Felsmauern.

Dort lag in Kräutern und Blüten ein lebloser Mensch. Einer von denen, die ihren Gott in den Höhen suchen, da sie ihn unten vertrieben wähnen. Nichts an ihm deutete auf Leben. Aber in seinem Innern begann bereits langsam ein Regen der Kräfte, ein schüchternes Erwachen der Sinne, zaghaft und tastend. Zunächst ward er sich seiner Müdigkeit bewußt, und daß er reglos dalag. Wie lange, das wußte er nicht, bemühte sich auch gar nicht, es zu wissen. Nur ein Geruch störte ihn. Der Geruch! Wo hatte er den nur schon verspürt? Natürlich, damals, als ihn bei einem seiner ersten Waffengänge die Klinge des langen Sachsen verschnitzelte. Seltsam, daß er sich jetzt dessen so gut entsann! Natürlich, auch der Geschmack derselbe, dieses eigentümliche Süß. Blut . . .!

Wenn er wenigstens sehen könnte! Sehen! Der Wunsch, sehen zu können, wird so mächtig in ihm, daß es ihm nach einer Weile gelingt, die Augen zu öffnen. Doch gleich schließt er sie wieder. Die Helle tut ihm weh. Aber vorsichtig beginnt er wieder, blinzelt, und sieht endlich. Er kennt und unterscheidet bereits Hell und Dunkel, dann Gestalt und Form. Langsam tastet nun sein Bewußtsein herum, bis es ihm endlich deutlich wird: Abgestürzt bin ich, hilflos!

Weiter sucht sein Blick, greift nach rechts, dann nach links hin. Zeigt ihm die schmale Felsplatte, auf der er liegt und irrt suchend in der Runde. Der Einsame schließt die Augen, lehnt den Kopf wieder zurück. Langsam beginnt neben dem Bewußtsein auch die Erinnerung aufzusteigen, gerufen und getrieben durch die Unruhe, durch eine unbestimmte Sorge, eine quälende Frage.

Er fährt auf. Warum liegt er da so allein? Wo ist sie geblieben, sein lieber Kamerad, der sich stets so blind, so zuversichtlich ihm anvertraut hat? Der Fiebernde zwingt sich zum Denken, zur Überlegung. Natürlich, dort muß sie liegen, sie, die er im Sturz mit sich gerissen. Immer klarer sieht er. Hört ganz deutlich noch ihren kurzen, angstvollen Schrei, das Aufschlagen, knapp, bevor auch er gefallen und alles um ihn versunken war

Da bäumt sich der Wunde auf, stützt und schleppt sich weiter, dorthin, wo sie liegen muß. Mühsam und langsam keucht er weiter, doch es geht. Der halbe Körper ist wie von ihm getrennt, gefühl- und leblos. Er braucht ihn nicht. Der Wille ist ihm geblieben, der ihn weiter und weiter treibt. Wieder sucht der Blick, aber vergeblich. Ein Rucksack, aufgerissen, halb geleert, der Schutt aufgewühlt, die Blumen zerdrückt. Als sei etwas drüber weggerollt, durchfährt es ihn. Weggerollt, weitergestürzt? Himmel! Warum kann er dann nicht dort liegen bleiben, stumm für immer? Was soll er hier, wenn ihm das Liebste, das Einzige, geraubt ist, hinuntergezogen in die gierige Tiefe!

Die suchenden Augen werden starr und irr. Dort, dort muß ihr Weg gegangen sein, dort hinunter. Wieder schiebt sich der Körper weiter, langsam, zuckend, bis er den letzten Halt verliert — — —

Als unten der letzte Geröllschlag verhallt ist, liegt wieder heilige Stille über den Bergen.

Jäh aber wird diese Ruhe gestört. Stimmen schwirren, Pickelschläge klingen, und braune Fäuste lassen zwei Gestalten am Seil herab. „Hier war es," deutet die eine, eine hübsche, kräftige Frau, „hier das Gebüsch hat mich aufgefangen. Aber viel böser steht's mit ihm, kommen Sie!" Sie geht einige Schritte vor, hinter ihr der Gebirgler. Da weiten sich mit einem Male ihre Augen. Mit wildem Schrei stürzt sie hin, wo es eben noch rot durchs Gestein sickerte. Wieder suchen angstvolle Augen, weiter folgen sie der dünnen roten Spur, die zurück führt und wieder weg, bis sie sich verliert, dort, wo der Boden aufhört.

Fassungslos steht sie eine Weile; dann aber ergreift sie ein schreckliches Verstehen. Mit der Hellsicht des liebenden Weibes erkennt sie den entsetzlichen Irrtum des Gefährten; begreift, daß der, den sie sucht, das Leben weggeworfen hat, als er sich allein geblieben wähnt. Ihre feste Gestalt beginnt zu wanken, sie tut einen Schritt nach vorwärts. Da reißt sie der Begleiter zurück . . . Nun liegt sie in den blühenden Alpenrosen, und ihr Schluchzen tönt in das schlichte Gebet des Führers.

Der blaue Tourenwagen.

Skizze von **Hanshenning Anders.**

Vor dem Künstlereingang des Stadttheaters stand ein großer blauer Tourenwagen. Sein Herr, ein Industrieller, stattete im gegenüber liegenden Hause einen Besuch ab, und der Chauffeur zog es vor, während der Wartezeit im nahen Gasthause zu frühstücken.

Liselotte, das jüngste Mitglied des Theaters, verließ mit ihrem Kollegen, dem jugendlichen Liebhaber d'Arzelli, die Probe. D'Arzelli — im bürgerlichen Leben hörte der Schauspieler auf den weniger poetisch klingenden Namen Hans Meyer — hielt sein neuestes Kleinod, einen photographischen Apparat, unter dem Arm und freute sich kindisch, der angebeteten Kollegin seine Kunst als Liebhaberphotograph vorführen zu dürfen. Endlich gab Liselotte seinem Drängen nach und willigte ein, den freien Nachmittag zu einem kleinen gemeinsamen Ausflug zu benutzen. Da wollte d'Arzelli-Meyer die Heldin seiner Träume als „Frühlingsfee" knipsen und so nebenbei ihr seine Liebe gestehen.

Liselotte hatte es nicht eilig, blieb vor dem verlassenen Auto stehen und rief begeistert aus: „Ist der Wagen nicht wunderschön? Wie ein blaues Wunder! Oh, wenn ich da nur einmal mitfahren könnte!"

„Dazu kann ich Ihnen leider nicht verhelfen," meinte der Kollege. „Wenn es Ihnen aber Spaß macht," fügte er scherzhaft hinzu, „können Sie sich auf dem Führersitz häuslich niederlassen, ich mache eine Momentaufnahme, und die Leute, denen Sie das Bild zeigen, werden annehmen, daß der schöne Wagen Ihnen gehört."

Liselotte gefiel die ausgefallene Idee. Andererseits hatte sie jedoch Bedenken. Schließlich war's doch ein fremder Wagen, und man konnte nicht wissen, wie der Besitzer den „Scherz" auffassen würde. D'Arzelli beeilte sich, die Zögernde zu beruhigen: „Nehmen Sie ruhig Platz, ich kenne den Eigentümer ganz genau." Er traf Vorbereitungen zur Aufnahme.

„Wem gehört denn der Wagen?" fragte Liselotte erstaunt.

„Nicht einmal das haben Sie bisher gewußt?" antwortete schlagfertig ihr Partner. „Unserer Primadonna, Frau Schulz-Evers."

„Wird sie das mit der Aufnahme nicht übel nehmen?"

„Frau Schulz-Evers ist kein Spaßverderber", erwiderte der findige Liebhaber und stellte den Apparat ein.

Nun zögerte Liselotte nicht länger. Mit einem energischen Griff öffnete sie die Wagentür, setzte sich in Positur und legte die schlanken, behandschuhten Hände auf das Steuerrad des blauen Wunders.

In diesem Augenblick erschien ein eleganter Herr im Haustor gegenüber. Er schien sich sehr für das kleine Schauspiel zu interessieren und zeigte ein so verwundertes Gesicht, daß d'Arzelli-Meyer — er hatte einen scharfen Blick — sofort im Bilde war: dem Herrn mußte wohl der Wagen gehören. Da vergaß der Liebhaber-Jüngling die Pflicht der Ritterlichkeit und ergriff seinen Apparat und — die Flucht, die arme kleine Liselotte ihrem Schicksal überlassend. Diese fuhr erschrocken zusammen, als sie plötzlich eine fremde Stimme vernahm: „Entschuldigen Sie, meine Gnädigste, was suchen Sie eigentlich in meinem Wagen?"

Rot vor Scham wandte sich die kleine Blondine dem Sprecher zu: „Ihr Wagen? Verzeihen Sie. ist das wirklich Ihr Wagen? Wissen . . . wissen Sie das auch ganz genau?"

Das Mädchen stotterte so verlegen, daß der Industrielle hell auflachen mußte: „Wenn ihn in der letzten halben Stunde kein anderer gekauft hat, dann allerdings, mein Fräulein."

Liselotte war ein unverdorbenes, grundehrliches Menschenkind, sah ein, daß die Situation so wie so nicht mehr zu retten war, und erzählte dem freundlich lächelnd zuhörenden Herrn mit einem einzigen langen Satz die ganze Geschichte mit der Momentaufnahme.

Inzwischen kam auch der Chauffeur zum Vorschein. Liselotte überließ ihm den Führersitz und wollte sich nach einer nochmaligen Entschuldigung verabschieden. Da machte der rechtmäßige Eigentümer des blauen Wunders eine einladende Handbewegung: „Es freut mich aufrichtig, mein Fräulein, daß Sie meinen bescheidenen Wagen so schön finden. Nachdem Sie nun aber um Ihre Freude gekommen sind, möchte ich Sie gern entschädigen und Sie zu einer kleinen Probefahrt einladen. Darf ich bitten?"

Liselotte wurde noch verlegener: „Probefahrt? Wohin denn?"

„Wohin Sie befehlen, mein Fräulein. Zunächst vielleicht zu einem — verläßlichen Photographen!" —

Die Probefahrt verlief allem Anscheine nach recht zufriedenstellend, denn von nun an wartete der blaue Tourenwagen oftmals vor dem Bühneneingang des Stadttheaters.

Nach einem Monat empfahlen sich die schöne blonde Liselotte und der freundliche Besitzer des Tourenwagens als Verlobte, und bald darauf unternahmen sie in dem blauen Wunder die Fahrt ins Glück.

D'Arzelli-Meyer aber hat das Photographieren aufgegeben.

Aussterbende Tiere.

Von **Heinz Ketter.**

Letzte Vertreter. — Ein europäischer Verwandter des amerikanischen „Bison". — Die letzte Herde wilder Auerochsen.

Wer sich einmal die Zeit genommen hat, über die Arten und die Anzahl der frei lebenden Tiere nachzudenken, wird tief erschrocken sein, wie furchtbar innerhalb einer verhältnismäßig kurzen Zeitspanne, die wir vom naturwissenschaftlichen Standpunkt aus als winzig bezeichnen müssen, diese einstmals so reiche Tierwelt verarmt ist. Es scheint dies eine Begleiterscheinung unserer menschlichen Kultur zu sein, die wir wohl vergeblich bekämpfen werden. Immerhin sollten wir die Bewegungen zur Einrichtung von Naturschutzgebieten nach Kräften unterstützen, um ein Gegengewicht gegen den Siegeszug von Industrie und Technik zu haben.

Es wäre ein Jammer, wenn z. B. die letzten Biber nicht durch besondere Schutzmaßnahmen erhalten blieben, oder der Nerz, der wahrscheinlich in nordöstlichen Landstrichen auch noch in einigen Exemplaren wild vorkommt, von der Jagdliste, die ihn noch unter „jagdbaren Tieren" führt, gestrichen würde, weil er nicht mehr existiert. Der Luchs, diese menschenscheue und listige Großkatze, ist seit Menschengedenken bei uns kein Standwild mehr, und war doch vor dem dreißigjährigen Krieg durchaus keine seltene Erscheinung, wie schon daraus hervorgeht, daß allein im albertinischen Sachsen von 1611 bis 1665 805 Luchse gefangen werden konnten. Einst galten der Uhu, der stärkste Vertreter aus dem Eulengeschlecht, und der Steinadler als gefährliche Räuber. Noch in den 80er Jahren des vorigen Jahrhunderts war der Uhu in vielen Gegenden eine durchaus nicht seltene Erscheinung. Seit der Jahrhundertwende jedoch hat nahezu überall eine erschreckend rasche Abnahme des „Königs der Nacht" eingesetzt, die sein Verschwinden in absehbarer Zeit befürchten läßt.

Wie war es doch in alten Zeiten? Die alten Deutschen, die Franken, und alle die anderen Ahnen der europäischen

Geschlechter jagten den Eber oder waren hinter Auerochsen her. Wer denkt nicht an die Tragödie der großen Büffelherden in der neuen Welt, die im Handumdrehen, zu Nutz und Frommen einer mordlustigen, gefräßigen Menschheit „erledigt“ wurden. Noch vor dem großen Kriege gab es in Litauen und Rußland einige Herden, Verwandte des amerikanischen „Bison“ und Nachkömmlinge der europäischen Auerochsen. Von den Zaren wurden sie sorgfältig gepflegt und erhalten, ebenso wie einige kleinere Herden auf dem Kaukasus. Da sie jedoch allzusehr an den Zar und die Aristokratie erinnerten, wurden sie von den Bolschewisten ausgerottet.

Nur ein Land gibt es noch in Europa, wo Auerochsen, d. h. wilde Herden dieser Tiere vorkommen, und dies ist sonderbarerweise das sonst so schießwütige England. Von der Stadt Berwick-on-Tweed sind die „Cheviot Hills“ leicht zu erreichen. Hier, wo einst weite Wälder sich ausbreiteten, und auch heute noch ansehnliche Waldgebiete vorhanden sind, leben die letzten Herden der Auerochsen. Es ist überaus schwer, an sie heranzukommen. Es gibt wenige größere Tiere, die so unvorsichtig und scheu sind. Wenn es gut geht, kann man sie einige Zeit durch das Glas beobachten. Sobald jedoch die anderen Schützlinge dieses Naturschutzgebiets, Rehe und Hirsche, durch die Anwesenheit von Menschen unruhig werden, verschwinden sie sofort. Es ist, als habe sich im Laufe der Zeit ein besonderes Vertrauensverhältnis zwischen den beiden Tiergattungen herausgebildet. Die kleinen dienen den großen als Warner, denn man sieht, wie das Kleinwild stets nach der Seite hin flieht, wo sich die Großen befinden. Der Auerochse selbst hat ein ausgezeichnetes Witterungsvermögen. Ebenso scharf ist das Gehör. Immer und immer wieder versuchen es die erfahrensten Jäger, sich ihnen soweit zu nähern, daß sie die Weidenden mit der Kamera erfassen können. In den allermeisten Fällen ist es ein vergebliches Bemühen.

Der wilde Auerochse Europas war früher schwarz und tiefbraun, die englischen dagegen haben allmählich eine fast weiße Färbung angenommen. Sieht man sie wirklich einmal in der Abenddämmerung, so sind sie aus den umgebenden lichten Nebeln kaum zu unterscheiden. Mit ihren massiven Köpfen, ihren aufwärtsstrebenden Hörnern, den hell und verständig glänzenden Augen, der kohlschwarzen Schnauze bieten sie ein Bild wilder, fast möchte ich sagen, vorzeitlicher Kraft, energischer, ursprünglicher Schönheit. Ihre Wärter kennen manche ihrer Listen. Ist es doch einmal notwendig, eines der Tiere zu töten, so kann man dies nur im Winter tun. Dann folgen sie allmählich den Wagen, die das Futter zur Futterstelle bringen, und werden etwas zutraulich, aber auch dies nur sehr allmählich. Der in den männlichen Tieren schlummernde Kampfgeist erwacht von Zeit zu Zeit. Es gibt wilde Kämpfe mit den Herdengenossen, und dies ist der Grund, warum ab und zu einer der streitsüchtigen Gesellen abgeschossen werden muß.

Um noch etwas von der List dieser in voller Freiheit lebenden Tiere zu sagen, sei erwähnt, daß schon ganz junge Tiere es verstehen, sich tot zu stellen, falls sie einmal verfolgt werden. Sie liegen regungslos am Boden, kaum geht der Atem. Sobald sie sich jedoch in Sicherheit wähnen, springen sie auf und grasen weiter, oder ziehen sich in ein Dickicht zurück, als ob nichts geschehen wäre.

Schmetterlinge.

Wo die Rosen an dem Zaune blühen,
Schweben bunte Falter auf und nieder,
Suchen, rasch einander zu entfliehen,
Finden sich im Spiele immer wieder.

Taumeln selig in den wunderbaren,
Sonnenüberglänzten Sommermorgen —
Und die Rosen blicken in den klaren
Himmel, hinter ihrem Zaun verborgen.

Frieda Callier.

Bunte Chronik

* **Zur „Wohnungsfrage“ in der Vogelwelt.** Außer dem Sperling, der mit Vorliebe das Nest der Mauerschwalbe bezieht und so auf einfachste Weise die Wohnungsfrage löst, gibt es besonders unter den Singvögeln eine ganze Reihe, die auf die gleiche Weise sich eine Unterkunft verschaffen. Man hat mehrfach beobachtet, daß Rotkehlchen sich in Amselnestern häuslich niederlassen, nachdem sie, oft erst nach hartem Kampfe, die ursprünglichen Eigentümer an die Luft gesetzt haben. Hatte das Weibchen schon gelegt, so deckt das weibliche Rotkehlchen eine Schicht Moos und Gras über die Amseleier und legt darauf dann selbst. Es kommt auch vor, daß Rotkehlchen und Amseln das von letzteren gebaute Nest friedlich teilen. In diesem Falle findet man darin zwei getrennte Vertiefungen, in denen die jeweiligen Gelege sich befinden, die von den Seite an Seite sitzenden Weibchen ausgebrütet werden. In anderen Fällen teilten Rotkehlchen das Nest mit Bachstelzen. Dann liegen die Eier beider Arten bunt durcheinander und werden von den sich ablösenden Vögeln ausgebrütet. — Zuweilen gehen sogar Drosseln und Amseln eine Ehe miteinander ein und bauen dann gemeinsam ihr Nest, das im Äußern mehr dem Amselnest gleicht. Auch die Eier ähneln in solchen Fällen mehr denen der Amsel als der Drossel. In der Regel sind sie befruchtet, und die Jungen bilden eine Kreuzung zwischen beiden Arten. — Gewisse Nistplätze üben eine besondere Anziehungskraft für ganz verschiedene Vogelarten aus. In alten, efeubewachsenen Eichen findet man zuweilen eine wirre Masse von Gras und Zweigen, die nacheinander Eulen, Holztauben, Hähern, Habichten und Drosseln als Behausung gedient hat. Zuweilen nistet auch noch ein Zaunkönigspärchen in der „unteren Etage“ einer derartigen luftigen Wohnung.

*

* **Ein Baum als Spitzenfabrik.** Wir wissen, daß manche Tiere, z. B. die Seidenraupe, Fäden spinnen, die sich zu Geweben verarbeiten lassen; auch die Fasern bestimmter Pflanzen, wie Flachs, Baumwolle u. dgl. werden für den gleichen Zweck verwendet. Immer aber müssen diese Rohprodukte erst einen längeren oder kürzeren Verarbeitungsweg durchlaufen. Daß es aber einen Baum gibt, der ein fertiges Spitzengewebe liefert, dürfte den meisten Menschen unbekannt sein. Dieser Baum wächst in Indien im Gebiet des Himalaya, sowie auch auf Jamaika und ist ein naher Verwandter unseres heimischen Seidenbastes, der als erster im Frühlingswalde seine rosenfarbenen kleinen Blüten öffnet, aber ziemlich giftig ist. Er wächst auf steinigem Boden und hat ein unscheinbares Aussehen. Seine Blätter sind gefiedert, und im Frühling trägt er zahlreiche, maiglöckchenartige weiße Blüten. Das Wunderbare aber an ihm ist die Rinde oder vielmehr der Bast, welcher sich zwischen der äußeren Rinde und dem Holzkern der Äste, Zweige und des Stammes befindet. Der Baum setzt diesen Bast in Schichten an, die seinem Alter entsprechen, also in sogenannten Jahresringen. Dieser Bast läßt sich, wenn er kurze Zeit in Wasser gelegen hat, in seine einzelnen Schichten zerspalten, und diese ergeben das feinste, spitzenähnliche Tüllgewebe, das man sich nur denken kann. Die Frauen der Eingeborenen verwenden diesen Spitzenstoff zu Tüchern und Gewändern, und so leicht und duftig er aussieht, so haltbar ist er trotzdem. Auch werden Seile aus dem Gewebe bereitet, die von großer Festigkeit sind, und endlich verstehen die Inder noch eine besondere Art kostbaren Schreibpapiers, das sog. Nepalpapier, aus dem Bast dieses merkwürdigen Baumes herzustellen.

*

* **Der Hinrichtungsstuhl im Badezimmer.** Jeder Amerikaner kennt wenigstens vom Hörensagen und aus Abbildungen den berühmten oder vielmehr berüchtigten „Elektrischen Stuhl“ in dem großen amerikanischen Staatsgefängnis Sing-Sing, mit dessen Hilfe die verurteilten Schwerverbrecher vom Leben zum Tode befördert werden. Es ist aber bisher noch nie jemand auf den Gedanken gekommen, sich einen elektrischen Stuhl zum Privatgebrauch zu bauen. Diese Erfindung war einem Bürger der Stadt Chicago, Mr. Theodore Welsh, vorbehalten, und er benutzte sie zu dem ungewöhnlichsten und grausigsten Selbstmorde, der nach Angabe der Polizei in Chicago jemals stattgefunden hat. — Mr. Welsh litt schon seit Jahren an einem hartnäckigen Magenübel, und es hatte sich bei ihm die Überzeugung festgelegt, daß sein Leiden unheilbar sei, und daß er seiner Familie zur Last fallen müsse. Vergebens bemühten sich seine Frau und seine erwachsenen Söhne, ihm diese Wahnvorstellungen auszureden. Eines Tages war der Kranke allein in der Wohnung; da gewannen seine Todesgedanken Macht über ihn. Er holte einen eisernen Gartenstuhl vom Balkon und setzte ihn in die Badewanne. Dann befestigte er Metallstücke mit Draht um seine Handgelenke und seinen Hals und legte ein silbernes Teebrett auf die Sitzfläche des Stuhles. Hierauf ließ er Wasser in die Badewanne, um eine gute Leitung herzustellen. Völlig entkleidet setzte er sich nun auf den so vorbereiteten Hinrichtungsstuhl und schaltete einen Steckkontakt ein, den er mit dem Stuhl verbunden hatte. Der Tod durch Starkstrom muß sofort eingetreten sein, und die heimkehrenden Angehörigen fanden zu ihrem Schrecken nur noch eine entsetzlich verkrümmte und verbrannte Leiche vor.

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.